

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 70 (1990)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hardy Ruoss

Die Entdeckung der Langsamkeit beim Lesen

Früher einmal, als es keine Uhren gab, da scheint man grenzenlos Zeit gehabt zu haben. Seitdem es Uhren gibt und wir immer minutiöser unsere Zeit einteilen können, kommt uns die Zeit abhanden. Unser subjektives Zeitgefühl hat mit den Möglichkeiten objektiver Zeiterfassung nicht Schritt gehalten. Anstelle ruhiger Zuversicht, die sich doch aus der totalen Zuverlässigkeit unserer Zeitmessung ergeben könnte, stellt sich permanente Beunruhigung ein: wieviel Zeit bleibt noch bis zum nächsten Zeitpunkt, den man nicht verpassen darf, weil man dann für etwas Zeit haben muss? Zeit lässt sich aber — und dies ist paradox — nur erleben als Zeitlosigkeit. Am intensivsten erleben wir die Zeit als Zeitlosigkeit dann, wenn keine Uhr tickt, auch keine innere. Wollen wir Zeit erleben und sie uns nicht einfach nehmen lassen, sind wir auf unser Zeitgefühl angewiesen, auf unser eigenes Zeitverständnis. Wer ein eigenes Zeitverständnis hat, wird auch ein eigenes Verhältnis zur Schnelligkeit entwickeln. Das wird immer wichtiger in einer Zeit, deren Kardinaltugenden «Flexibilität» und «Mobilität» heissen (und was sind diese Wörter anderes als Synonyme für «Schnelligkeit»?). Ein eigenes Verhältnis zur Zeit zu finden wird zur individuellen Herausforderung in einer Gesellschaft, die drauf und dran ist, sich von der Arbeits- zur Freizeitgesellschaft zu wandeln. «Zeitrebellen» aus allen Lagern fordern ein neues Zeitverständnis¹. Wer mehr arbeitsfreie Zeit zur Verfügung hat, muss lernen, mit dieser Zeit umzugehen, wenn er erfüllte Zeit erleben und nicht einfach gefüllte Stunden verstreichen lassen will. Gefragt sind neue Tugenden. Nicht blinde Aktivität soll die arbeitsfreie Zeit ausfüllen, wie sie von einer immer aggressiver werbenden Freizeitindustrie mit ihren Sekundanten aus der Unterhaltungs-, Reise-, Tourismus-, Fitnessbranche propagiert wird. «Die Tätigen rollen, wie der Stein rollt, gemäss der Dummheit der Mechanik», hat Nietzsche formuliert. Und dieser «Dummheit der Mechanik» lässt sich nicht nur in Fabrikhallen von einst, sondern auch auf dem Hometrainer von heute nachkommen. Wer seine (Frei-)Zeit blind aktiv verstrampelt, bleibt stehen, tritt an Ort, und

wenn er noch so schnell treten mag. Die Freizeitgesellschaft verlangt nicht äussere, sondern vor allem innere Aktivität. Gefordert ist nicht der dynamische Pedaleur, sondern der fantasievolle Flaneur, der sich Zeit gibt, anstatt sie sich nehmen zu lassen. In unserer «*ruhelosen Gesellschaft*»² aber gibt sich kaum noch einer Zeit. Obwohl immer mehr Leute nichts anderes tun, als immer mehr Zeit zu sparen, haben doch immer mehr Leute weniger Zeit. Auch die Schnelligkeit, der heiligste Wert unserer «*ruhelosen Gesellschaft*», kann Zeit nicht vermehren. Ein Tag hat für alle vierundzwanzig Stunden, für die Schnellen wie für die Langsamen. Warum also lassen wir uns nicht auf die Alternative zur scheinbar Zeit sparenden, in Wirklichkeit aber Zeit raubenden Schnelligkeit ein: auf die Langsamkeit?

Macht und Wohltat der Literatur

«*Wir sind alle viel zu wenig langsam*» hat Robert Walser schon vor Jahrzehnten festgestellt. Er hat schon früh gemerkt, dass Fortschritt auch mit dem Wegrennen vor Wesentlichem zu tun hat und dass unser Ideal des fraglos Tüchtigen und Tätigen seinen Preis fordert. Darum meinte er auch: «*Unbrauchbare sind oft brauchbarer als Brauchbare.*» Wo aber könnten sich die Langsamen und Unbrauchbaren schöner entfalten als beim Lesen, dieser idealen Form der tätigen Untätigkeit, des aktiven Nichtstuns? Robert Walser, der Spaziergänger und Leser, ein grosser Unbrauchbarer unseres Landes, spricht aus Erfahrung:

«*Gewiss lenken uns Bücher oft auch von nützlichen und dienlichen Handlungen ab; im grossen und ganzen muss aber dennoch das Lesen als segensreich gepriesen werden, denn es scheint durchaus nötig, dass sich unserem ungestümen Erwerbstrieb eine Bändigung und unserem oft rücksichtslosen Tatendrang eine Betäubung sanft entgegenstellt. Ein Buch ist gewissermassen eine Fessel, man spricht nicht umsonst von fesselnder Lektüre. Ein Buch bezaubert, beherrscht uns, hält uns in seinem Bann, übt also Macht auf uns aus, und wir lassen uns eine derartige Gewaltherrschaft gern gefallen, denn sie ist eine Wohltat*»³.

Welcher Art ist diese Macht, die die Literatur auf den Leser ausübt, und welcher Art ist diese Wohltat, von der Walser spricht? Übt nicht auch der «Brutalo» auf Video-Kassette Macht aus, indem er fesselt? Und ist nicht auch der Schlager eine Wohltat fürs Gemüt? Lassen wir uns von scheinbaren Ähnlichkeiten nicht täuschen; denn im Gegensatz zu vielen Produkten der Unterhaltungsindustrie übt die Literatur ihre Macht auf subversive Weise aus. Das heisst: sie fesselt zwar auch durch Spannung, unterhält durch den Appell an unser Gemüt. Aber zugleich «kehrt sie um», «wirft sie um», wenn wir uns an den lateinischen Ursprung des Wortes «subversiv»

halten wollen. Sie bestärkt uns nicht in der gängigen, «trivialen» Sicht der Dinge und wirkt keineswegs verfestigend, verknöchernd. Und sie verharmlost nicht; denn wer liest, begegnet nicht nur dem, was ist, sondern allem, was möglich ist. Das heisst nun aber nicht, dass Literatur «unrealistisch» sei. Literatur ist auf ganz radikale Weise realistisch, weil für sie alles Mögliche ganz fraglos einen Teil der Wirklichkeit ausmacht. Das Irreale, Surreale, der Traum, die Utopie, die Vision und der Entwurf — wie immer wir dieses Mögliche benennen wollen — gehören ganz selbstverständlich zur Realität der Literatur. Der Mensch ist nicht nur, was er ist, sondern alles, was er sein könnte. Mit dem, was ist, haben Lesende nur am Rande zu tun. Wer liest, lässt sich ein auf das, was sein könnte. Das heisst auch: auf das, was sein müsste. Literatur und der lesende Mensch leben von Gegenbildern.

Die Erfahrung von Zeit und Zeitlosigkeit

Wer liest, begegnet nicht nur fremden Individuen und Lebensentwürfen als Gegenbildern. Wer liest, begegnet auch der eigenen Individualität. Anders als die flachen Bilder einer trivialisierenden Unterhaltungsindustrie lebt Literatur, das Wort erst dann, wenn es vom Leser zum Leben erweckt wird: wenn wir das Bild mit unserer Vorstellung füllen, dem Ton unseren Klang geben, die Figuren in uns erstehen lassen. Das ist ein Aspekt der Macht des Lesens: wir schaffen selbst Bilder und Gegenbilder, wir geben unsere ganz individuelle Antwort auf das Wort. Von König Ödipus bis Effi Briest, von Tristan und Isolde bis Cassandra — immer werden wir zur Frage veranlasst: Wie würde *ich* in dieser Situation handeln, leiden, lieben? Literatur ermöglicht, ja zwingt zu immer neuen Antworten auf das Leben mit all seinen Möglichkeiten, während wir doch nur ein einziges Leben leben mit unseren Möglichkeiten, eben unser eigenes Leben. Was im Leben unmöglich ist, in der Kunst wird es Wirklichkeit: wir können uns für das Ideale entscheiden. Unser Leben mit all seinen Zwängen und Einschränkungen führt laufend zu Kompromissen; wer überlebensfähig sein will, muss sich anpassen können. In der Kunst aber, in der Literatur ist nicht der Kompromiss gefragt, sondern die rücksichtslose, die totale Idee: das Ideal. Hier lässt es sich verwirklichen, wenngleich nur künstlich, als Kunst, als Schein — als schöner Schein. Gerade weil die Literatur dieses Künstliche, dieses Scheinbare der Bilder nie leugnet — wir sind es ja selbst, die diese Bilder erzeugen und verwerfen können — ist sie nicht in Gefahr, zu einer Droge zu verkommen. Denn Lesen bedeutet immer Tätigsein. Es kann freilich auch bedeuten, eine gewisse Langeweile für eine gewisse Zeit in Kauf nehmen zu müssen. Lesen verlangt auf alle Fälle immer auch Disziplin.

So begegnet sich, wer liest, in doppelter Weise: als jemand, der die dargebotenen Entwürfe und Gegenentwürfe des Daseins annehmen oder ablehnen kann; und als jemand, der auf spielerische Art über Kontinente und Jahrhunderte hinweg viele Leben leben und sterben kann. Wer liest, erfährt das Zeitlose dieser Möglichkeiten und Ideen, und er erfährt zugleich das Zeitgebundene: denn nur im Lesenden selbst und in seiner Sprache werden sie lebendig. Anders gesagt: Wer liest, erlebt zugleich Zeit und Zeitlosigkeit.

Die Entdeckung der Langsamkeit

Freilich wird die Erfahrung von Zeit und Zeitlosigkeit nur jenen zuteil, die genau lesen. Denn Sprache hat mit Rede zu tun, und Rede ist gebunden an Atem. Sprache hat darum immer einen Rhythmus: ihren eigenen Rhythmus. Deshalb lässt sich der Lesevorgang, die Leseerfahrung keineswegs beliebig beschleunigen und durch Schnelligkeit abkürzen. Auch wenn es mittlerweile Kurse im Schnell-Lesen gibt: lassen wir uns nicht beirren. Lesen bleibt ein Geschäft für Langsame. Buchstabe um Buchstabe, Wort um Wort, Satz um Satz, Seite um Seite, Kapitel um Kapitel wird ein Buch geschrieben; nicht anders ist es zu lesen: Wort um Wort, Satz um Satz, Seite für Seite. (Es käme ja schliesslich auch niemandem in den Sinn, eine Mahler-Sinfonie mit 78 statt mit 33 Touren ablaufen zu lassen, um «Zeit zu sparen». . .)

Der Stoff ist das Eine, die Form aber das Andere, was Literatur ausmacht. Die Weltliteratur mag um ein halbes Dutzend inhaltliche Motive kreisen — Liebe und Tod, Leid und Leidenschaft, Treue und Verrat —, wenn es nur auf den Inhalt ankäme, könnten wir uns mit Inhaltsangaben begnügen. Warum auf ein paar hundert Seiten ausbreiten, was sich auf zwei Seiten zusammenfassen lässt? In der Literatur aber gilt, was überhaupt in der Kunst: sie spricht zu uns wesentlich durch ihre *Form*. Oder um es in einem Bild zu sagen, das wir den «Notizen» des Schweizer Schriftstellers Ludwig Hohl verdanken: Kein Mensch käme auf den Gedanken, einem Maler, der einen Apfel malt, vorzuwerfen, man wisse doch längst, wie ein Apfel aussehe. Denn was die Malerei betrifft, so ist inzwischen allen klar: Hier kommt es nicht auf das Was, sondern auf das Wie an. Anders in der Literatur: *«Der Malerei gegenüber ist die Welt fast allgemein zum Bewusstsein der Bedeutungslosigkeit des Stoffs gekommen, der Wortkunst gegenüber stehen wir auch heute noch fast auf der Stufe der Kinder.»* Diese Feststellung *Ludwig Hohls*⁴ hat bis heute nichts an Gültigkeit verloren. Um das Geheimnis der Form zu ergründen aber sind *Zeit* und *Langsamkeit* nötig. Denn Lesen heisst Entdecken, Entwickeln all dessen, was der Autor,

die Autorin in Sprache, in Form eingewickelt hat: in ein Gedicht, eine Erzählung, einen Roman.

Lesen heisst Hinhören auf das, was andere sagen, und auf das, *wie* sie es sagen. Lesen verlangt Stille, damit wir die Antwort vernehmen, die das Wort in uns hervorruft. Im Lesen erfahren wir die Welt nicht als Indikativ, der uns zeigt, wie das Leben zwischen Dallas und Schwarzwaldklinik «wirklich» ist. Im Lesen nehmen wir vielmehr die konjunktivische Seite der Welt wahr: so könnte es sein, so müsste es sein. Das ist die Macht der Literatur: dass sie uns jederzeit daran erinnert, dass sich Wirklichkeit umkehren, umdrehen lässt. Auch die Wirklichkeit unserer eigenen Existenz. Im Lesen erleben wir tätiges Nichtstun, Musse im klassischen Sinn. Wer liest, wird unweigerlich auch die Langsamkeit entdecken: sie ist gleichermassen die Voraussetzung wie die Folge jedes literarischen Müsiggangs. Darin liegen Macht und Wohltat der Literatur: dass sie uns die Langsamkeit als Tugend lehrt und uns ermutigt, das Leben mit unserem Zeitverständnis und in unserem Rhythmus wahrzunehmen.

Dass aus diesem eigenen Sinn kein starrer Eigensinn werde, das verhütet das Medium der Sprache. Sie zu entschlüsseln, ihr unseren Sinn zu geben und dennoch den Sinn des Autors zu belassen, zwingt laufend zu Distanz und Reflexion während des Lesens. Wer lesenderweise die Langsamkeit entdeckt, wird sich vielleicht selber abhanden kommen. Aber keine Angst, diese Art von Selbstverlust ist die Voraussetzung für die Selbstfindung. *Robert Walser* hat diese Erfahrung eines Lesers höchst präzise beschrieben:

«*Indem er ins Lesen hineingeht, geht er aus sich selbst fort und ging dennoch nirgends hin, und indem er den eigenen Blicken entglitt, entschwindet er sich nie.*»⁵ Aber aufgepasst: Wer heutzutage die Langsamkeit entdeckt, wird vielleicht bald zu den Unbrauchbaren gehören. Das könnte Konsequenzen haben. Die zu tragen dürfte aber um so leichter fallen, als wir ja spätestens seit *Robert Walser* wissen, dass Unbrauchbare oft viel brauchbarer sind als Brauchbare.

Zum Titel: Vgl. Sten Nadolny: Die Entdeckung der Langsamkeit. Roman, München 1983 (Piper). — ¹ Jeremy Rifkin: Uhrwerk Universum. Die Zeit als Grundkonflikt des Menschen. München 1988 (Kindler). — ² J. P. Rindlisbacher: Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Zeit. Frankfurt

1985 (Campus). — ³ Robert Walser: Lesen. Werkausgabe Bd. 2, Frankfurt 1978 (Suhrkamp). — ⁴ Ludwig Hohl: Die Notizen, IV/229 «Der Leser». Frankfurt 1981 (Suhrkamp). — ⁵ Robert Walser: Einer, der immer etwas las. Werkausgabe Bd. 12, Frankfurt 1978 (Suhrkamp).

Erinnerung, die nicht vergehen will

Zu Urs Faes' Roman «Sommerwende»¹

Urs Faes' Romane, Erzählungen und Hörspiele kreisen immer wieder um das Erinnern. Dieses schwer zu fassende, im Gegensatz zum Gedächtnis auch unbewusste Vermögen, die eigene Vergangenheit lebendig werden zu lassen, beschäftigt und belastet seine Figuren, behelligt ihre Gegenwart, um so mehr als die Gleichung zwischen dem, was war, und dem, was ist nicht immer aufgeht — das Vergangene häufig als Verlust empfunden (und herbeigesehnt) wird oder als Alptraum erscheint (und der Wunsch aufkommt, Gewesenes loszuwerden). Den 1947 in Aarau geborenen Autor interessiert solche Vergangenheitsbewältigung, die immer Lebensbewältigung ist, private zumal, wie sie der Literatur ja zusteht, aber auch öffentliche, als Geschichte. So kommt stets auch ein kulturkritischer Aspekt in den Blick: In «Bis ans Ende der Erinnerung»² verlässt ein des Schweizer Alltags überdrüssiger und vereinsamter Mann sein Land, um für längere Zeit in Griechenland zu leben, wo er mit sich und seiner Vergangenheit, aber auch mit helvetischer und abendländischer Tradition ins reine zu kommen versucht. Im neuen Roman, «Sommerwende», ist die private Geschichte, die «Fabel» derart mit der «Weltgeschichte» verknüpft, dass beide Sphären vielfach nur mehr schwer zu trennen sind: von einem sinnlosen Mord und einer verbrecherischen Judenvertreibung aus einem Aargauer Dorf im Sommer 1941 ist die Rede, vom Mörder, einem 27jährigen unauffälligen und tüchtigen Knecht namens Kronig, der mit nationalsozialistischen

Kreisen sympathisiert und sich auch an antisemitischen Aktionen im Dorf beteiligt hat, weiter auch von den Betroffenen der schändlichen Tat. Dabei ist es einfach auszumachen, wie sehr der Krieg auch in dieser nicht im Kriegszustand stehenden Gegend Denken und Handeln beeinflusst, die Menschen um ihr Leben und Lieben betrügt: Urs Faes gelingt damit schon eine unausgesprochene Kritik am Krieg.

In «Sommerwende» geht es also erneut um Arbeit an der Vergangenheit — an privater wie an öffentlicher: Der im Ausland lebende (1942 geborene) Sohn, Melzer, wird im Herbst 1987 aus dem Ausland an das Bett seiner erkrankten Mutter gerufen. Erst jetzt erfährt er, dass seine Grossmutter seinerzeit von einem Alfred Kronig erschlagen worden war, dass seine Mutter vor kurzem zusammen mit ihren beiden Schwestern den (längst aus der Haftanstalt entlassenen, nunmehr schwerkranken) Täter aufgesucht hatte, eine Versöhnung allerdings nicht zustandekam. Er erfährt ferner, dass seine Mutter in den um sie werbenden, später (unter aktiver Teilnahme von Kronig) vertriebenen Juden Simon Levy verliebt war, dass sie zusammen Pläne schmiedeten, aus der Enge der damaligen Schweiz auszubrechen — warum nicht in dessen Heimat, nach Lettland? Schliesslich muss er hören, dass Simon Levy, dessen Spuren sich später verloren haben, sein leiblicher Vater ist — und nicht (der vor Jahren verstorbene) Robert Melzer, den die verwaiste 18jährige seinerzeit geheira-

tet hatte, um der Schande zu entgehen, ein uneheliches Kind zu gebären.

Dieser traurige Sachverhalt ermöglicht eine kritische Rekonstruktion einer auch in der Schweiz oft verdrängten Vergangenheit von der Gegenwart aus. Leider wirkt sie auch dann recht «konstruiert», wenn wir in Rechnung stellen, dass sie dem Schicksal entsprechen mag, das seinerzeit auf deutschem Boden viele erlitten haben: Erscheint es psychologisch aber auch sozialgeschichtlich plausibel, dass einer 45 Jahre alt werden muss, bevor er die Wahrheit über einen derart infamen Mord an seiner Grossmutter vernimmt, dass er weiter während so vieler Jahre nichts über den leiblichen Vater erfahren hat, dass dieser in jener Zeit extrem strenger Sexualmoral mit ihrer sozialen Kontrolle eine schwangere Frau ohne weiteres zu heiraten bereit war, und, vor allem, dass die drei Schwestern sich nach Jahrzehnten aufmachen, um den Mörder ihrer Mutter vor seinem Tod noch zu besuchen?

*

Die neuen Einsichten in diese schlimme Vergangenheit und in die Vergangenheit seines Landes rufen in Melzer zahlreiche — gut beobachtete — Erinnerungen wach: *«Melzer grinste: Spettbub, der du gewesen bist. Er verliess das Fabrikgelände, trat nah ans Wasser. Noch immer die kleine Insel, dort, wo Kanal und Fluss sich wieder vereinigten, von Schilf umgeben, voller Libellen, damals zur Sommerzeit, das Sirren noch im Ohr und die Angst, die sie auslösten, diese kleinen blauen Tiere, deren Stiche die Kinder für tödlich hielten.»* Melzer, dem die Mutter auch verschiedene Dokumente vorlegt, macht sich nun auf, den Hintergründen jener Zeit näherzukommen, vor allem der

Frage, *warum* dieser Kronig seine damals verwitwete Grossmutter, die sich ihrem Knecht gegenüber stets grosszügig zeigte, erschlagen konnte. Aber schon bald stösst er auf zahlreiche Widerstände: Die Archive sind (noch) nicht zugänglich, private Akteneinsicht (zum Mordfall) wird ihm verwehrt, und es zeigt sich bald, dass diese Vergangenheit von vielen gern vergessen würde, denn sie ist unbequem. So erklärt es sich, dass Melzers Versuche, aus jenen Fetzen von Wahrheit ein sinnvolles Ganzes abzuleiten, scheitern: Warum verübte der Täter diese Wahnsinnstat, warum blieb er nach der Tat so ruhig? Warum bringen weder die (zugänglichen) Polizeiprotokolle noch juristische und psychologische Gutachten dingfeste Wahrheiten an den Tag? Die Tat, von einem Tölpel verübt, ist offenbar ein Signal; sie legt die reale Gefahr manichäistischer Heilslehren mit ihren gewalttätigen Parolen offen. Bezeichnend ist auch, dass der Leiter der nazifreundlichen Schweizer Wehrsportgruppe Kronig sofort fallen lässt, als er Genaueres über das Verbrechen erfährt.

Faes' Leistung ist es, terroristische Machenschaften, Antisemitismus, Fremdenhass als stete Gefahren klein-karierten helvetischen Geists in Erinnerung zu rufen und so anzuprangern. In Erinnerung rufen heisst aber nicht schon gestalten. Gerade diesem tragischen Stoff hätte m. E. eine grössere epische Breite und psychologische Vertiefung keineswegs geschadet. Denn der vom Autor gewählte Erzählmodus der Ellipse verkürzt die darzustellende Wirklichkeit, und die Montagen aus der Vergangenheit in die (zu) sparsam geschilderte Gegenwart zersplittern sie um ein weiteres. Man erführe denn auch gerne mehr über zahlreiche im

Roman erwähnte Figuren, über Melzers (verstorbenen) Stiefvater etwa, über seine (verstorbene) Schwester, über den Vormund von Melzers Mutter, über die antisemitischen Kreise der Region usw., aber auch über Melzers jetziges Leben und Denken. Welches ist beispielsweise seine berufliche und gesellschaftliche Situation? Hat er Familie, Freunde, wo lebt und arbeitet er? Hat die nun erfahrene Vergangenheit für ihn Konsequenzen? Diese narrative Verdünnung ist auch sprachlich sichtbar: was überwiegt, ist eine festhaltende, nüchterne Sprache; zahlreiche Sätze weisen kein Verb auf, verschiedene Begebenheiten werden bloss genannt: «*Kirchweihfest. Rummelplatz und Musik. Drei Schwestern am Rande der Tanzbühne. Ihm gefällt nur die eine. Die muss es sein. Und keine andere. Die fordert er auf. Helen.*» Dieses Sprechen gerät gern in ein reines Nennen oder Aufzählen: der daraus erwachsende Impressionismus läuft aber der Gestaltung von vergangener Gegenwart zuwider, zugunsten einer ästhetisierend wirkenden Glätte.

*

Urs Faes' Darstellungsweise wie seine Sprache ist einem Kaleidoskop

vergleichbar: dem Betrachter bieten sich immer wieder neue Fazetten einer nicht mehr in ihrer Totalität fassbaren Wirklichkeit dar. Je nach Standpunkt wechselt die Perspektive — eine Einsicht, die *Nietzsche* u. a. in seinem Aufsatz «Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne» entfaltet und auf die sich eine Figur im Roman explizit beruft. Aber dieser Perspektivismus hat bei der gewählten Romanvorgabe seinen Preis. Neben unleugbaren Vorzügen: eine ernüchternde Erinnerung an das, was jene Zeiten so verdüstert hat — ein auf einer atavistischen Ideologie des Hasses und der Revanche fussendes, aggressives und martialisches Machtdenken, ein heilssüchtiger Autoritätsglaube mit ungehöriger Opferbereitschaft, ein letztlich selbstzerstörerischer Wunsch nach Ordnung und Einheit. Gegen diesen durch und durch pervertierten, unmütterlichen Ungeist richtet sich Urs Faes' Roman.

Peter Schnyder

¹ Urs Faes *Sommerwende*, Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989. — ² *Bis ans Ende der Erinnerung*, Lenos Verlag, Basel 1986 (Franz. Übers.: Paris, Intertextes éditeur, 1989). Vgl. die Besprechung in: «Schweizer Monatshefte», 1/1987.

Neu aufgefundene Bilder der Amundsen-Expeditionen

Der Norweger Roald Amundsen (1872—1928) ist wohl eine der markantesten Gestalten der Polarforschung. Er hat alle vier Ziele erreicht, um welche die Menschen Jahrhunderte lang kämpften: die nordwestliche Durchfahrt, den Südpol und, auch

wenn nicht als erster, die nordöstliche Durchfahrt und den Nordpol. Und seine Expeditionen taten den Schritt von der Eroberung der Arktis und Antarktis mittels Schiff und Hundeschlitten zur modernen Forschung mit dem Flugzeug. Er hat als erster das

Nordpolarmeer von Spitzbergen nach Alaska überflogen.

Um Geld zu verdienen (er war trotz seines weltberühmten Namens fast immer drückend verschuldet), unternahm Amundsen nach seinen Expeditionen ausgedehnte Vortragsreisen in den USA und in Europa. Er benutzte dabei handkolorierte Diapositive von Aufnahmen, die er und seine Gefährten während den Expeditionen machten, sozusagen Schnapsschüsse von Laien. Einen Berufsphotographen hat er auf keiner seiner Expeditionen mitgenommen.

Als er im Juni 1928 in einem französischen Flugzeug zur Rettung Nobiles aufbrach und selber sein Grab im Nordatlantik fand, hinterliess er seinen Nachlass in grösster Unordnung — er hatte offenbar bestimmt mit seiner Rückkehr gerechnet. So blieben auch die erwähnten Diapositive unauffindbar und mussten als verloren gelten, bis ein glücklicher Zufall einen grossen Teil davon zu Tage förderte: Im Frühjahr 1986 veranstaltete man in der nordnorwegischen Stadt Vadsö eine Gedenkausstellung zur Feier der 60. Wiederkehr von Amundsens Flug über das Polarmeer. Man wandte sich an Frau Alda Amundsen, die Witwe von Amundsens Neffen und Erben, Gustav Amundsen, mit der Bitte um Überlassung von Erinnerungsgegenständen. Sie schickte daraufhin eine seit Jahrzehnten auf dem Estrich ihres Hauses stehende Kiste, in welcher sie Gegenstände von Amundsen-Expeditionen vermutete; und in dieser Kiste fanden sich über 200 der als verloren betrauernten Diapositive, die meisten handkoloriert.

Dass dieser Fund Aufsehen erregte, war zu erwarten. Schon ein Jahr später gab *Roland Huntford* den grösseren

Teil dieser Bilder mit Erläuterungen und Zitaten aus Amundsens Tagebüchern auf Englisch heraus. 1989 folgte eine von *Jürg Abel* besorgte deutsche Ausgabe unter dem Titel «Die Amundsen-Photographien. Expeditionen ins ewige Eis»¹. Der Band enthält 157 ausgewählte Bilder. Sie sind ohne jegliche Retusche reproduziert; altersbedingte Schäden wurden nicht ausgebessert, was ihren historischen Wert erhöht. Auch die Kiste, in der diese Bilder gefunden wurden, ist farbig abgebildet, und als Titelbild bringt der Band eine schöne Aufnahme von Amundsen.

Von der Expedition durch die Nordwestpassage sind 21 Bilder aufgenommen, von denen 15 bereits in Amundsens Reisebericht «*Die Nordwestpassage*» (München 1908) veröffentlicht wurden. Der grösste Teil der neu gefundenen Diapositive betrifft die Eroberung des Südpols, nämlich 91, von denen sich 34 in Amundsens gleichnamigem Buche finden (München und Bern 1912). Man mag das nachträgliche Kolorieren der Aufnahmen bedauern, denn es beeinträchtigt den dokumentarischen Wert der Bilder, die zudem in ihrer originalen Schwarz-Weiss-Aufnahme vielfach deutlicher sind. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass die Farbgebung oft einen eigenartigen Zauber ausübt, auch wenn sie der Wirklichkeit nur andeutend entsprechen dürfte. Übrigens sind die beiden auf Seite 131 stehenden Bilder nicht, wie angegeben, Aufnahmen vom Südpol, sondern vom Lagerplatz auf Shackletons südlichster Breite, 88° 23'. Das linke der beiden Bilder findet sich im Südpolbuch auf Seite 607 und ist dort richtig beschriftet.

Von den hier erstmals veröffentlichten Bildern fesseln neben Landschaftsaufnahmen und Szenen von den Schlit-

tenreisen vor allem einige sehr hübsche Aufnahmen der berühmten «Fram», sowie von Szenen auf Deck der «Fram» und dem Besuch des Königspaars vor der Abreise im damaligen Kristiania. Historisch besonders wertvoll ist ein Bild der im Wintereis eingefrorenen «Belgica», aufgenommen mit Blitzlicht vom Arzt der belgischen Expedition, Dr. F. A. Cook. Auf dieser Expedition (1898/99) diente Amundsen als Steuermann.

Die restlichen 44 Bilder stammen von der Fahrt mit der «Maud» durch die nordöstliche Durchfahrt; 15 davon finden sich in Amundsens nicht ins Deutsche übersetztem Reisewerk «Nordostpassagen» (Kristiania 1921).

Und nun zum Textteil: Der Herausgeber und Verfasser der Bildlegenden, *Roland Huntford*, beschäftigt sich seit Jahren mit den Entdeckungsreisen in den Polargebieten. Er schrieb eine Biographie über Ernest Shackleton und eine Monographie «Scott and Amundsen» und arbeitet zur Zeit an einer Biographie Nansens. Vor jeder Bildserie bringt er einen kurzen Bericht über die betreffende Expedition mit orientierender Karte. Nun ist da aber einiges zu berichtigen. Die Fahrt der «Maud» dauerte von 1918 bis 1925 (nicht, wie auf Seite 9 angegeben, bis 1929). Amundsen verließ die Expedition übrigens schon 1922, um seine Flugpläne zu verwirklichen, während das Schiff unter Wistings Führung seine Fahrt fortsetzte, ohne aber in die über den Nordpol führende Strömung zu gelangen. Dieser Plan Amundsens war also ein Fehlschlag.

Zu Seite 14: Amundsen «gab nicht vor», den magnetischen Nordpol zu erreichen, um damit seiner Fahrt durch die Nordwestpassage eine «respektable Fassade» zu geben. Ihm war es ernst mit

seinen wissenschaftlichen Plänen; er gedachte von Anfang an, mit der Bezwingung der Nordwestpassage das «an sich wichtigere Problem» zu lösen (so schreibt Amundsen wörtlich), nämlich die damalige Lage des magnetischen Nordpols festzustellen. Gerade deshalb studierte er ja mehrere Monate lang an der deutschen Seewarte unter dem berühmten Georg von Neumayer Erdmagnetismus. Warum kein Wort davon? Statt dessen wird dauernd Amundsens Ehrgeiz erwähnt, sensationelle sportliche Leistungen zu erzielen. Auch die Bemerkung, Franklin und seine Nachfolger seien «Opfer ihres Starrsins und ihrer Stümperei» gewesen, ist reichlich unschön. Amundsen hat anders über seine tapferen Vorgänger geschrieben, die im Dienste der geographischen Forschung ihr Leben verloren.

Nach seiner Rückkehr von der nordwestlichen Durchfahrt plante Amundsen eine wissenschaftliche Reise mit Nansens berühmtem Schiff «Fram» quer über das Nordpolarmeer. Als aber Peary 1909 den Nordpol erreichte, erlahmte das Interesse von Amundsens Geldgebern an diesem Plan. Der Pol war ja nun erreicht, also, was wollte Amundsen noch dort? So argumentierten die Menschen, die nur die sportliche Leistung, nicht aber die ungelösten wissenschaftlichen Probleme sahen. Es ist nun vollkommen falsch, wenn *Huntford* auf Seite 42 behauptet, Amundsen habe daraufhin jegliches Interesse an seinem ursprünglichen Projekt verloren. Das Gegenteil ist richtig. Einzig um sich die nötige Popularität und damit die Geldquellen zum nie aufgegebenen Plan der wissenschaftlichen Nordpolfahrt zu verschaffen, führte er die Eroberung des Südpols als erster durch und nahm hierauf die Vorbereitungen

zur Überquerung des Nordpolbeckens wieder auf, Pläne, die wegen dem 1914 ausbrechenden Weltkrieg dann bis 1918 zurückgestellt werden mussten.

Während Amundsen mit vier Gefährten jenen ewig denkwürdigen Marsch zum Südpol durchführte, erforschten und kartographierten drei andere Expeditionsmitglieder das von Scott entdeckte König-Eduard-VII.-Land. Diese Reise war von keiner so «untergeordneten Bedeutung», wie das *Huntford* behauptet, und der Weg zum Südpol und zurück war wirklich etwas mehr als nur ein «gigantischer Skilanglauf» (so *Huntford* S. 43). Man kommt um den Eindruck nicht herum, *Huntford* habe es als Engländer nicht verkraften können, dass sein Landsmann Scott in der Eroberung des Südpols von Amundsen geschlagen wurde.

Zu Seite 197: Amundsens Flug 1925 mit den beiden Flugzeugen N 24 und N 25 erfolgte wohl in Richtung Nordpol, aber nicht bis zum Pol selber. Und warum bezeichnet *Huntford* dieses Unternehmen als «übereilt und unzulänglich geplant»? Amundsen selber betrachtete es als blossen Erkundungsflug; er wollte die Tauglichkeit von Flugzeugen in der Arktis erproben und hatte diese Erklärung schon vor Beginn des Fluges in einem Banksafe hinterlegt, wohl wissend, dass man ihn bei Nichterreichen des Pols eines Fehlschlages bezichtigen würde. Erst der Flug mit dem Luftschiff «Norge» quer über das Polarmeer war das eigentliche Unternehmen. Auch hier ist *Huntford* zu berichtigen: Die «Norge» erreichte nach dem Abflug in Vadsö zwei Tage später nicht Teller in Alaska, sondern Spitzbergen. Erst von dort wurde der Flug über das Polarmeer gestartet.

Dass der Herausgeber immer wieder Amundsen selber sprechen lässt, ist zu begrüßen. Aber warum zerrt er aus dessen Tagebüchern Dinge ans Licht, welche der Forscher selber nicht veröffentlicht haben wollte? Soll damit der Mensch Amundsen herabgewertet werden? Dieser selbst schrieb in seinem letzten Buch «Mein Leben als Entdecker» (Leipzig/Wien 1929), es gebe auf jeder Expedition Unerfreuliches, Streit und Reibereien unter den Teilnehmern, aber nach glücklich vollbrachter Tat sollte man solche Dinge vergessen. Einzig mit seinem Gegner Nobile hat er öffentlich abgerechnet, musste es tun um seines eigenen guten Namens willen. Und es war eine menschliche Grosstat, dass er nicht zögerte, Nobile nach der Katastrophe mit der «Italia» zu Hilfe zu eilen, wobei er den Tod fand.

Auch der Mensch Amundsen kommt in diesen Kommentaren zu kurz. Warum muss *Huntford* von sozusagen allen Reisen Amundsens Unerfreuliches berichten, Streitereien zwischen Amundsen und seinen Gefährten, Kritik an wissenschaftlichen Leistungen? Warum das?

Der prachtvoll ausgestattete Bildband bringt neben den Bildern eine Fülle interessanter Berichte, muss aber kritisch gelesen werden. Leider sind Amundsens eigene Bücher heute sämtlich vergriffen. Wer sie kennt, der kommt um den Eindruck nicht herum, dass dieses Buch dem grossen Forscher und grossen Menschen Amundsen manches schuldig bleibt.

Willy Hess

¹ Roland Huntford/Jürg Abel: Die Amundsen-Photographien. Expeditionen ins ewige Eis. Westermann Verlag, 1989.

Johannes von Müller

Die Johannes-von-Müller-Forschung, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz blühte, hierauf einige Jahrzehnte stagnierte, ist jetzt in Deutschland wieder aufgenommen worden. Sie zeitigte soeben eine schöne Frucht: *Matthias Pape* untersucht und schildert eine der bisher am wenigsten erforschte Epoche in Müllers Leben, die Wiener und Berliner Jahre¹. Während Müller als Geschichtsschreiber das stetige Interesse der Geschichtsforscher auf sich gezogen hat — bemerkt Pape mit Recht —, gilt das in gleichem Masse nicht von seiner Rolle als Politiker und Diplomat. Zwar weiss man sehr viel von seiner Wirksamkeit in Mainz. Aber seine Tätigkeit in Wien (1793–1804), wo er in der Staatskanzlei und in der Hofbibliothek arbeitete, und in Berlin (1804–1807), wohin er als Hofhistoriograph berufen worden war, harrete noch der eingehenden wissenschaftlichen Erschliessung.

Ausser Mainz waren Wien und Berlin die wichtigsten Höfe des Alten Reichs. Müller hat hier die letzten Jahre der alten Reichsverfassung von verschiedenen Zentren der Reichspolitik aus miterlebt. Mit Zähigkeit hielt er am Reich als der geographischen Mitte Europas und stabilisierenden Faktors im Kräftegleichgewicht fest. Im Rheinbund sah er schliesslich die Möglichkeit, die föderative Ordnung Deutschlands zu bewahren und das Reich in veränderter Gestalt in ein neues Zeitalter, das napoleonische, hinüber zu retten.

Zur Erhellung von Müllers Stellung in der Umbruchzeit der Jahrhundertmitte und seiner Verstrickung in ver-

schiedene politische und diplomatische Unternehmen liefert Pape einen wichtigen Beitrag, indem er die geistige und politische Umwelt in Wien und Berlin, aus der Müllers Tätigkeit herauswuchs, eingehend schildert. Er stützt sich dabei vornemlich auf den umfangreichen Nachlass Müllers sowie seines Bruders Johann Georg in der Stadtbibliothek Schaffhausen, auf die 33 000 Briefe und Aktenstücke zählende Sammlung, sowie auf die Bestände des österreichischen Staatsarchivs und anderer Archive, so dass man wohl feststellen kann, es sei bisher noch nie ein so gewaltiges, unerschlossenes Urkundenmaterial für die Erhellung eines bestimmten Lebensabschnittes Müllers zusammengebracht worden. Im Anhang des Buches werden viele bisher unbekannte Aktenstücke, besonders zur Vorgeschichte der Dritten Koalition gegen Napoleon, sowie Briefe Müllers an den preussischen Kabinettsrat Carl Friedrich Beyme, publiziert.

Wir können hier die Forschungsergebnisse Papes im einzelnen nicht angeben. Nur auf die am Schluss behandelte Napoleon-Audienz sei kurz eingegangen. Bekanntlich ist Müllers vielbeachtete Unterredung mit Napoleon vom 20. November 1806 für die letzten Lebensjahre und den Nachruhm des zu seiner Zeit ein beispielloses Ansehen geniessenden Historikers entscheidungsvoll geworden. Der Hofhistoriograph des Königs von Preussen trat ein Jahr später in den Dienst des bonapartistischen Königs von Westfalen, was ihm weithin als Verrat ausgelegt wurde. Auch die deutschnationale Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts tadelte Müller scharf;

sie warf ihm vor, er habe aus reinem Opportunismus den Wechsel ins feindliche Lager vollzogen. Müller habe unter dem Eindruck der Audienz schlagartig alle bisherigen Grundsätze und Überzeugungen aufgegeben. Sogar der Schweizer *Fritz Ernst*, der einen so verehrenden Essay über Müller verfasst hat, wandte sich in der Zeit des Zweiten Weltkriegs von dem «Kollaborationisten» J. v. Müller ab.

Pape fragt mit Recht, ob man mit solchen Vorwürfen Müllers komplizierter Psyche, aber auch seinem Welt- und Geschichtsbild gerecht werde. Er meint, Müller sei schon vor der Audienz allmählich zu der Überzeugung gelangt, dass eine lange Geschichtsperiode zum Abschluss gekommen sei und an Stelle des alten Europa etwas vollkommen Neues entstehe. Zum ersten Mal habe Müller in der Geschichte, die sich ihm immer als ein Kontinuum darstellte, einen plötzlichen Bruch gesehen. Er habe geradezu auf das Erscheinen eines Mannes gewartet, der mit starker Hand eine neue Ordnung errichten würde. Im napoleonischen Rheinbund habe Müller die Möglichkeit gesehen, den Kontinuitätsbruch der deutschen Geschichte zu heilen und den Reichsgedanken mit neuem Leben zu erfüllen.

Dieser Argumentation möchten wir beifügen, dass Müllers Schritt eine lange, innere, in seiner religiösen Geschichtsauffassung wurzelnde Vorgeschichte hat. Schon in der Abendzeit des Ancien régime, dann wieder während der Französischen Revolution und besonders bei Napoleons Herrschaftsantritt hatte Müller die Empfindung, an der Endentwicklung einer grossen historischen Epoche und am Beginn einer neuen Ära zu stehen. Er verglich sich wiederholt mit Polybios, der die

alte griechische Staatenwelt untergehen und das neue römische Kaiserreich heraufkommen sah. Auch apokalyptische Anschauungen wirkten stark auf ihn, der fast täglich in der Bibel las. Dem heranbrausenden Wagen Hesekiels könne niemand widerstehen, schrieb er. Beabsichtigte etwa Gott in seinem unerforschlichen Ratschluss, mit seinem Werkzeug Napoleon eine neue Weltordnung heraufzuführen? Gehörte der Franzosenkaiser als notwendiger Faktor in den göttlichen Weltplan, bildete er eine vorbestimmte, schmerzliche Durchgangsstation zur Läuterung der Menschheit? Stellte er den «*Vollzieher der Verhängnisse Gottes*» dar, «*den die Hand des Höchsten über schlaftrunkene Völker führt*»? Wenn dem so war, dann blieb dem einzelnen Menschen nur übrig, sich zu fügen. Müllers christlich und zugleich antik gefärbter Schicksalsglaube, der doch die menschliche Willensfreiheit nicht ausschloss, nahm überhand in ihm: «*Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalhistorie geschlossen ist, so ergebe ich mich ohne Heuchelei noch Zurückhaltung.*» Und wiederum fand er seine Haltung gerechtfertigt durch einen Historiker der Antike: «*Polybios musste die unschuldige Eidgenossenschaft seiner Achäer überleben, und vertrug sich mit dem Schicksal und seinen Werkzeugen.*»

Mit seiner Auffassung des Phänomens Napoleon stand Müller bekanntlich nicht allein. Zeitgenossen wie Goethe, Wieland, Jean Paul, Hegel dachten und fühlten ähnlich. Sogar *Fichte*, der Verfasser der Reden an die deutsche Nation, betrachtete die gegen Müller erhobenen Vorwürfe als «*Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt*» habe.

Und wie *Alexander von Humboldt* die Gesinnungen und Handlungen Müllers bejahte, geht aus seinen handschriftlich erhaltenen Briefen unzweideutig hervor. Als Müller sich das Geschrei über seinen «Verrat» zu Herzen nehmen wollte, richtete ihn Humboldt auf: «*Kümmern Sie sich weniger um diesen Sumpf. Denken Sie an das, was Sie hervorgebracht und an das, was Sie noch schaffen können, so wird Ihnen alles andere als erbärmlich und unwichtig erscheinen.*»

Das kenntnisreiche, auf solider Quellengrundlage fussende, einsichtsvolle Buch von Matthias Pape erweckt grösstes Vertrauen in das weitreichende Unternehmen, das der Autor vorbereitet: eine Neuauflage der Werke Johannes von Müllers.

Edgar Bonjour

¹ Matthias Pape: Johannes von Müller. Seine geistige und politische Umwelt in Wien und Berlin. Francke Verlag, Bern/Stuttgart 1989.

Bürger auf Widerruf

*Eine Dokumentation aus Lebenszeugnissen deutscher Juden*¹

«*Es ist vergeblich, das Gift zu entgiften. Sie brauen frisches. Es ist vergeblich, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude. Ich bin ein Deutscher, und ich bin ein Jude, eines so sehr und so völlig wie das andere, keines ist vom anderen zu lösen*», schrieb *Jakob Wassermann* in seiner Autobiographie «*Mein Weg als Deutscher und Jude*» (1922)².

Kein Volk, keine Glaubensgemeinschaft musste jahrhundertlang auf eine tragischere Weise erfahren, dass die Frage nach der eigenen Identität lebensgefährlich sein kann, als das jüdische. Und keine Lebensgemeinschaft, keine Symbiose zweier Kulturen erwies sich als eine verhängnisvollere Falle, als die deutsch-jüdische. Denn diese zwar ständig, aber eher hilflos beschworene «*deutsch-jüdische Symbiose*» muss im Nachhinein «*als ein innerjüdisches Kulturphänomen*» angesehen werden und

«*weniger als eine soziale Realität im Zusammenleben von Juden und Nichtjuden*», urteilt die Herausgeberin dieses gewichtigen Sammelwerkes. Wie wahr. Zwar sprechen wir in diesem Zusammenhang häufig von der sogenannten «*Assimilierung*» der Juden, verdrängen aber, dass es sich dabei in erster Linie um eine Angleichung des Jüdischen an das Deutsche handelte. Dieser «*Symbiose*» fehlte das Wechselseitige: zu wenige Deutsche bemühten sich ernsthaft um ein tieferes Verständnis der jüdischen Kultur. Im wesentlichen beschränkten sie sich darauf, einige in ihren Ohren kurios bis exotisch klingende jiddische Wörter in ihre Alltagssprache aufzunehmen. Ehrlicher wäre es demnach, von einer einseitigen Akkulturation der Juden zu sprechen, also einer — nach *Peter Pulzer* — Übernahme externer gesellschaftlicher Normen seitens der Juden, insbesondere im

19. und frühen 20. Jahrhundert, mit dem Ziel, als Juden in Deutschland «sozial akzeptabel» zu werden.

Vielfach sahen sich die Juden in Deutschland vor die Frage gestellt, ob sie sich nun als jüdische Deutsche oder als deutsche Juden verstehen sollten. Jedoch hing die Antwort auf diese Frage keineswegs nur von ihnen ab, sondern vor allem von der Qualität ihrer Emanzipation in Deutschland.

Wie aber war es um diese Emanzipation bestellt? Pulzer hatte in seiner bahnbrechenden Studie über «Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich (1964/1966) behauptet, dass *«die Nichtjuden für die eigenen Interessen sorgten, indem sie die jüdische Emanzipation unterstützten»*. Monika Richarz geht in der Auswertung der von ihr vorgelegten Lebenszeugnisse deutscher Juden davon aus, dass im Kaiserreich «die rechtliche Diskriminierung durch eine soziale ersetzt worden» war, *«die vor allem darauf zielte, Juden von gesellschaftlichen Führungspositionen fernzuhalten»*. War die Emanzipationsgesetzgebung also nichts anderes als ein grossangelegtes Täuschungsmanöver? Mehrere Aspekte, zumeist paradoxe, sind hierbei zu bedenken: der wirtschaftliche Einfluss der Juden und ihr sozialer Rang standen in einem krassen Missverhältnis zueinander. Nur wenige Juden zogen daraus politische Konsequenzen. Die 1897 gegründete Zionische Vereinigung für Deutschland befasste sich eher mit dem jüdischen Aufbauwerk in Palästina und weniger mit Fragen der Diskriminierung der Juden in Deutschland. Nur vereinzelt wurden Stimmen laut, das Prinzip der Akkulturation, das nicht selten Selbstverleugnung miteinschloss, zu verwerfen. Auch der Centralverein deutscher

Staatsbürger jüdischen Glaubens, der sich vier Jahre zuvor konstituiert hatte, vermochte nicht, die Mehrheit der Juden in Deutschland davon zu überzeugen, dass der von den Alldeutschen propagierte Antisemitismus zu einer existentiellen Gefahr werden könnte. Anders gesagt: der Grad der Akkulturation der Juden in Deutschland war höher als in anderen europäischen Staaten. Nirgends bemühten sich die Juden entschiedener um eine Synthese ihrer Kultur mit einer anderen als just in jenem Land, das alsbald ihre Ausrottung zum vorrangigen Staatsziel erklären sollte.

Erich Kahler schrieb in seinem Buch «The Jews among the Nations» (1967), dass die Juden ihrem ureigenen Wesen nach entschieden anti-nationalistisch gewesen seien und als ethnische Gemeinschaft allein auf ihre Verankerung in ihrer Religion angewiesen blieben. Um so tragischer musste es sein, wenn Juden glaubten, ihre Emanzipation in Deutschland dadurch fördern zu können, dass sie sich 1870 und 1914 deutschnational verhielten. Nichts war für die Juden verhängnisvoller als die Säkularisierung ihrer Religion und die auf sie folgende Indifferenz in Glaubensfragen. Ihr eigentlicher politischer Ort lag im Liberalismus und dem das demokratische Bewusstsein fördernden Konstitutionalismus, vor und nach 1918.

Die in dieser wertvollen Sammlung wichtiger Lebenszeugnisse deutscher Juden (sie stellt eine sinnvolle Auswahl aus den zwischen 1976 und 1982 unter dem Titel «Jüdisches Leben in Deutschland» erschienenen «Selbstzeugnissen zur Sozialgeschichte» dar) zeigt auf eindringliche Weise die vier Stadien der Auseinandersetzung der Juden mit ihrer eigenen Situation zwi-

schen dem Zeitalter der Emanzipation und dem Holocaust: Hoffnung auf Integration ohne Selbstaufgabe, Ernüchterung über die Grenzen der Emanzipation, Selbsthass angesichts des wachsenden Antisemitismus (zusammen mit dem Versuch, das jüdische Erbe abzuwerfen), neues Bekenntnis zum Judentum im Zeichen des Holocaust.

Im wesentlichen bestätigt die Lektüre dieser Zeugnisse, was *Herzl* in seiner Schrift über den Judenstaat geschrieben hat: *«Nach kurzen Perioden der Duldsamkeit erwacht immer wieder die Feindseligkeit gegen uns. Unser Wohlergehen scheint etwas Aufreizendes zu enthalten, weil die Welt seit vielen Jahrhunderten gewohnt war, in uns die Verächtlichsten der Armen zu sehen. Dabei bemerkt man aus Unwissenheit oder Engherzigkeit nicht, dass unser Wohlergehen uns als Juden schwächt und unsere Besonderheiten auslöscht. Nur der Druck presst uns wieder an den alten Stamm, nur der Hass unserer Umgebung macht uns wieder zu Fremden.»*

Wenn wir die Akkulturation als eine *«Übernahme der Umweltkultur»* (*Richarz*) verstehen, dann finden wir in diesen Sätzen *Herzls* ihre Ambiguität aufs genaueste beschrieben. Teil der Tragik der deutschen Juden war es, dass viele erst dann ihre kulturelle Identität als Juden wiederentdeckten, als sich bereits ihre Deportation in die Vernichtungslager vollzog. Zuvor hatten viele von ihnen geglaubt, mit diesem Hass fertig werden zu können, ja, sie hatten ihn sogar internalisiert.

Ein besonderes Verdienst dieser Textsammlung ist es, das Wechselverhältnis von Akkulturation der Juden, ihrer Selbstbehauptung und ihrem Selbsthass als Hauptbestandteil ihrer Alltagskultur vorzustellen. Zumeist

handelt es sich um autobiographische Fragmente, um Erinnerungsstücke und Überlebensberichte. Wir lesen von Juden, die mit dem Eisernen Kreuz am Revers ihrer Verhaftung entgegensahen, und solchen, die fünfzig Jahre zuvor dem alten Kaiser zujubelten, obgleich sie 1848 noch überzeugte Republikaner waren. Sie priesen die Emanzipationsgesetzgebung um 1869 und sahen sich nun vollends aufgefordert, der deutschnationalen Sache zu dienen, wie *Martin Lövinson* in seinen 1924 in Berlin veröffentlichten Erinnerungen schrieb: *«Man sprach von jüdischen Richtern und Verwaltungsbeamten, nachdem in den vorangegangenen Jahren schon die Ernennung zum Rechtsanwalt für einen jüdischen Assessor kaum nach jahrelangem, unbesoldetem Staatsdienste durchzusetzen gewesen war. So war denn auch in unseren Kreisen die Freude und Hoffnung eine fast unbeschreibliche. Nicht, dass nun jeder Jude eine Staatsstellung ersehnt hätte; aber dass das Gefühl der grundsätzlichen Entrechtung, eines Helotentums, von uns genommen schien, das hob den Sinn und spornte zu Leistungen im Dienste des Vaterlands nunmehr auch auf den Gebieten der friedlichen Entwicklung an.»*

Andere Berichte, etwa jener des 1876 in Brandenburg geborenen und 1960 in Jerusalem gestorbenen Juristen und Schriftstellers *Paul Mühsam*, zeigen, dass viele Juden den Antisemitismus als ein notwendiges Übel akzeptiert hatten; er war ihnen zur Gewohnheit geworden: *«Ausserdem hatte ich schon durch die Erfahrung gelernt, dass der gesellschaftliche Antisemitismus sich wie eine schleichende Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.»* Man glaubte, mit dem Antisemitismus als Jude leben zu müssen. Und dennoch

vermitteln Mühsams Aufzeichnungen einen Eindruck von der Qual, die gerade jüdische Kinder ausstehen hatten, wenn ihre nichtjüdischen Mitschüler den Umgang mit ihnen mieden. Mühsam gesteht, dass die Diskriminierungen, die er zu erdulden hatte, in ihm Hassgefühle gegen sein Elternhaus bewirkten; er reagiert zornig auf die jüdischen Ausdrücke seiner Eltern und wehrt sich gegen das zu Hause gepflegte jüdische Brauchtum. *«Ich wusste vom Judentum nichts. Es gab mir nicht das geringste. Es war mir nur eine Hülle ohne Inhalt, und ich sah in ihm nichts als eine lästige Fessel.»* Aber er setzt den entscheidenden Satz hinzu: *«Den Gedanken einer Taufe allerdings, den ich des öfteren erwog, lehnte ich ab, sowohl aus Gründen der Pietät gegen meine Eltern, als auch deshalb, weil sie ohne innere Notwendigkeit geschehen wäre, und es mir feige, charakterlos und verächtlich erschien, die Bedrängten im Stiche zu lassen und mich auf die Seite der Bedränger zu schlagen, eine Religion annehmend, für die trotz des alles überstrahlenden Genius, nach dem sie sich nennt, fast 2000 Jahre nicht ausgereicht hatten, ihre Anhänger mit einer Menschlichkeit zu erfüllen, die solche Bedrängung unmöglich gemacht hätte.»*

Und die vielgerühmte deutsch-jüdische Symbiose? Sie ruinierte sich in tragischen Grotesken: Im August 1942 etwa erhält die dreiundachtzigjährige *Käte Rosenthal* den Deportationsbescheid, mitten in der erneuten Lektüre von *Schillers* «Wallenstein». Nach Auskunft ihres Enkel, den sie bittet, ihr den Freitod zu ermöglichen, mischten sich in ihre letzten Gebete Verse aus *Goethes* Gedicht «An den Mond». Da stehen sie eng beisammen: die Worte des idealistischen Humanismus und jene der brutalen Gewaltherrschaft.

Einst hatten sich die Juden an diese idealistischen Bildungswerte geklammert; denn sie verhiessen den Ausgang aus dem Ghetto. Aber ihr bald überlegener Umgang mit Besitz und Bildung, den eigentlichen Insignien bürgerlicher Kultur, erzeugte rasch neue Missgunst. Hinzu kam, dass das Land des humanistischen Idealismus nicht weniger der Ort anti-intellektualistischer Tendenzen war, an dem die seit 1850 beständig wachsende Zahl jüdischer Akademiker zumeist nur auf Zynismus und nicht selten auf Schlimmeres stiess. In Deutschland verband sich nämlich schon damals Anti-Intellektualismus und Antisemitismus zu einer für die Juden verhängnisvollen Allianz.

Jedoch fand sich auch in akademischen Kreisen in Deutschland vehementer Antisemitismus, man denke an *Treitschke*, aber auch an *Fichte*, dessen antisemitische Einstellungen selbst an unvermuteter Stelle aufzuspüren sind, wie zum Beispiel in seinem Beitrag zur «Berichtigung der Urteile über die Französische Revolution» (1793), in dem er sich geradezu wütend gegen die Emanzipation der Juden aussprach.

Man kann diese jüdischen Lebenszeugnisse, gerade als Deutscher, gleich welchen Jahrgangs, nicht ohne Beklemmung und tiefste Beschämung lesen. Zur Pflichtlektüre wäre dieser Band zu erklären, zu einem Spiegel, in den jene täglich schauen sollten, bevor sie vorlaut fordern, Vergangenes endlich auf sich beruhen zu lassen.

Immer wird uns die Frage quälen, warum gerade auf deutschem Boden der Antisemitismus in planmässig durchgeführte Vernichtungspolitik umgesetzt werden konnte. Wie lässt sich die beispiellose Brutalität des deutschen Antisemitismus erklären? Wir bräuchten auch eine Sammlung von

Lebenszeugnissen der Verfolger und Peiniger, wenn sie nur nicht eine so scheussliche Lektüre abgeben müsste.

Ganz im Sinne *Jakob Wassermanns* bleibt aber weiterhin die Aufgabe, das Wahlverwandte im Deutschen und Jüdischen neu zu entdecken. Zu ihm gehörte gewiss die Analyse der Gründe, warum Deutsche und Juden so abgrundtiefe Schwierigkeiten mit ihrem Selbstverständnis und ihrer Identität haben. Denn bei der Bewertung des Prozesses der Emanzipation und der Akkulturation der Juden in Deutschland ist eines nicht zu vergessen: anders als die Juden in Frankreich oder in England potenzierten ihre Brüder und Schwestern in Deutschland ihre eigene Identitätsproblematik als Juden DA—

durch, dass sie mit der versuchten Adaption der deutschen Kultur auch deren eigene schwerwiegende Identitätskonflikte mit übernahmen. Auch das beweisen diese Lebenszeugnisse, die im Ganzen eine erschütternde Antwort auf *Arnold Schönbergs* 1923 mahnend gemeinte Frage darstellen: «*Wozu aber soll der Antisemitismus führen, wenn nicht zu Gewalttaten? Ist es so schwer, sich das vorzustellen?*»

Rüdiger Görner

¹ Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945. Hrsg. Monika Richarz. Verlag C.H. Beck, München 1989. — ² Jetzt in: Jakob Wassermann, *Deutscher und Jude. Reden und Schriften 1904–1933*. Heidelberg 1984.

Literatur, Mythologie, Religion

Fachlexika aus dem Alfred Kröner Verlag

Kröner zählt zu den Verlagen mit respektgebietender Tradition. Der schwäbische Buchhändler Adolf Kröner (1836–1911) gründete 1859 in Stuttgart den Verlag und erwarb den einträglichen Verlag der «*Gartenlaube*» sowie als Gegenstück die Cotta'sche Buchhandlung, den Verlag der Klassiker; er gelangte zu Einfluss im Börsenverein des Deutschen Buchhandels, wo er vor hundert Jahren die festen Ladenpreise durchsetzte. Der Sohn Alfred (1861–1922) verließ die Firma des Vaters Adolf und eröffnete 1898 den Alfred Kröner Verlag, der von den ersten Jahren an vor allem durch die Werke Nietzsches bekannt wurde und

gedieh, sich aber auch bald durch die Reihe «*Kröners Taschenausgabe*» mit Fachlexika einen ausgezeichneten Namen machte. Über sechs neuere Werke aus dem Sektor Fachlexika von «*Kröners Taschenausgabe*» soll jetzt orientiert werden.

Gero von Wilpert hat sein «*Deutsches Dichterlexikon*» (Band 288) zu einer 3. Auflage erweitert; sein «*Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch zur deutschen Literaturgeschichte*» umfasst nun auf 900 Seiten gegen 3000 Artikel¹. Sie dienen der knappen, konzentrierten Orientierung, gerade auch über Autoren der Gegenwart. Das Lexikon will keineswegs ein

Kanon des Bleibenden sein, sondern nimmt häufig Rücksicht auf blosser Bekanntheit und Aktualität eines Namens; Nichtaufnahme eines Autors bedeutet darum nicht schon Gering-schätzung. Irrtümer aus den frühern Auflagen sind gelegentlich stehen-geblieben, wo *Gero von Wilpert* sich bloss auf (auch andernorts unermüdlich zitierte) Sekundärliteratur stützt und sich nicht auf die Texte selber bezieht. Ein Vorzug dieses Nachschla-gewerks verdient noch ein besonderes Lob: Der Verfasser beschränkt sich nicht auf blosser Angaben, sondern wer-tet auch zurückhaltend in gebotener Kürze.

Der erfolgreiche «Schauspielführer der Gegenwart» (Band 369) von *Sieg-fried Kienzle* steht seit 1978 bereits in der 4., erweiterten Auflage; er behan-delt über 1100 Stücke von gegen 400 Dramatikern der Weltliteratur seit 1945². Wie in *Gero von Wilperfs* «Deut-schem Dichterlexikon» mussten auch hier Bekanntheit wie Aktualität eines Namens für manche Aufnahme ent-scheiden, was allerdings weder Überra-schungen noch Erstbegegnungen aus-schliesst; *Kienzle* hat hier auch manches erlesene Wild für sein feinnerviges Urteil aufgestöbert. Der Verfasser mei-stert die Kunst, innerhalb der nacher-zählbaren Stoffschicht die gedankli-chen Bezüge, die ideellen Zusammen-hänge, die künstlerischen Ansprüche und die geistigen Ziele sichtbar zu machen und deutend die Tiefenschicht freizulegen.

Ein «Lexikon literarischer Gestal-ten» (Band 420) aus der deutschspra-chigen Literatur haben *Annemarie* und *Wolfgang van Rinsum* 1988 veröffent-licht³. In den rund 3000 Artikeln behandeln sie bald Figuren der dich-tenden Einbildungskraft, bald in der

fiktionalen Literatur erscheinende Per-sonen aus Geschichte, Sage, Legende, Mythos, von Abälard und Abbadona und Abdias bis Ziemssen, Zinnober, Zwetschkenbaum. Die Namen, die hier vorbeiziehen, verdichten sich in der Charakterisierung durch die Verfasser zu Gestalten von Eigenart: bald zu Indi-viduen, bald zu Typen, zu Figuren jedenfalls meist am Rande und ausser-halb der Normalität; Normalität inter-essiert niemanden. Der Leser versteht wieder, warum Sigmund Freud die Literatur als die grosse Lehrmeisterin der Psychologen anerkannt und geprie-sen hat.

1984 erschien *Manfred Lurkers* «Lexikon der Götter und Dämonen», von dem bereits eine 2., erweiterte Auf-lage vorliegt (Band 463)⁴. Lurker (der auch für Kröner ein «Wörterbuch der Symbolik» verfasst hat) beschreibt hier präzise die Namen, Funktionen und Symbole, die Beinamen, Aspekte und Bereiche der «*persönlich gedachten, übermenschlichen Wesen im Glauben der alten Kulturvölker und der jetzigen Religionen; aber auch die sogenannten Naturvölker sind mit zahlreichen Bei-spielen vertreten*». Beim Nachschlagen erlebt man, wie das Absurde in das Wunderbare überzugehen vermag, Anderswelt in Wahnwelt und das Transzendenzbedürfnis in den Aber-witz falscher Glücksbegriffe. Der Sinn für das Göttliche wird dennoch geför-dert, ohne dass der Wert des Menschli-chen gemindert würde. Die grössere Wirklichkeit scheint manchmal durch: Man sollte auch einer Blume einen Tempel bauen.

Ein Segment dieser ganzen Thematik hat *Rudolf Simek* in seinem «Lexi-ikon der germanischen Mythologie» behandelt (Band 368)⁵. Simek, Theo-

loge und Skandinavist, hat sich bereits durch manche Übersetzung altnordischer Sagas ausgezeichnet. In diesem 1700 Artikel umfassenden Nachschlagewerk von gegen 500 Seiten erschliesst er nun die germanische Mythologie und Religionsgeschichte und klärt zudem archäologische und volkskundliche Aspekte. Nützlich sind auch seine sorgfältigen Angaben über das Weiterwirken der germanischen Mythologie in Dichtung, bildender Kunst, Musik.

Das «Lexikon der biblischen Personen» (Band 460) von *Martin Bocian* unter Mitarbeit von *Ursula Kraut* und *Iris Lenz* befasst sich ebenfalls mit deren Fortleben in Judentum, Christentum und Islam in Dichtung, bildender Kunst, Musik⁶. Die etwa 200 bekanntesten Gestalten des Alten wie des Neuen Testaments stellen die Achsen der Artikel; *Bocian* orientiert über ihren Charakter wie ihre Schicksale, auch über ausserbiblische Hinweise auf sie, und vor allem über das Nachleben. Ein souveränes komparatistisches, religionsgeschichtliches und rezeptionshistorisches Wissen ist das

Fundament seiner Ausführungen mit ihren reichen, die Neugier des Lesers stets anregenden Querverweisen. Der unsichtbare Gott lässt sich als das Eine verstehen und im sichtbaren Vielen wiedererkennen.

Dominik Jost

¹ Gero von Wilpert: Deutsches Dichterlexikon. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch zur deutschen Literaturgeschichte. Dritte, erweiterte Auflage. Kröners Taschenausgabe Bd. 288. — ² Siegfried Kienzle: Schauspielführer der Gegenwart. 1136 Stücke von 368 Autoren auf dem Theater seit 1945. Vierte, erweiterte Auflage. Kröners Taschenausgabe Bd. 369. — ³ Annemarie und Wolfgang van Rinsum: Lexikon literarischer Gestalten. Deutschsprachige Literatur. Kröners Taschenausgabe Bd. 420. — ⁴ Manfred Lurker: Lexikon der Götter und Dämonen. Namen, Funktionen, Symbole/Attribute. Zweite, erweiterte Auflage. Kröners Taschenausgabe Bd. 463. — ⁵ Rudolf Simek: Lexikon der germanischen Mythologie. Kröners Taschenausgabe Bd. 368. — ⁶ Martin Bocian, unter Mitarbeit von Ursula Kraut und Iris Lenz: Lexikon der biblischen Personen. Kröners Taschenausgabe Bd. 460. — Alle: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart.

DDR-gespigelter CH-Spiegel

Ein ungewöhnliches Ereignis: Schweizer Leser können schweizerische Gegenwartsliteratur heute am zuverlässigsten auf dem Umweg über die DDR kennenlernen. Stolz verkündet der in der DDR lebende Schweizer «Dissident» Jean Vilain, in den letzten Jahren seien insgesamt 7,5 Millionen Verlagsobjekte schweizerischer Provenienz in der DDR herausgekommen,

davon 286 Editionen und 135 Nachauflagen.

Ein beinahe 250 Seiten umfassendes, im Dezember des vergangenen Jahres herausgekommenes Sonderheft der DDR-Zeitschrift «*Neue deutsche Literatur*» bringt soeben «Stimmen aus der Schweiz» auf den (ostdeutschen)

Markt. Das ehrgeizige Unternehmen will eine repräsentative Sammlung von über 70 schweizerischen Gegenwartsautoren vermitteln mit Texten der gesamten Schriftstellerprominenz erster und zweiter Klasse von Frisch, Dürrenmatt und Bichsel bis zu Franz Hohler und Niklaus Meienberg.

Der Spiegel der Schweiz wird zwangsläufig auch zu einem Spiegel der für die Auswahl verantwortlichen Herausgeber in der DDR: Ohne Verdacht ist ihre Liebe für eidgenössisches Kulturschaffen natürlich nicht. BRD-Autoren kann und will man nicht mit der gleichen Intensität zur Kenntnis nehmen. Ein guter Teil von ihnen sind dem Meinungsdictat der SED-bestimmten Schriftstellerexistenz durch Flucht oder — wie z.B. im Fall Biermann — durch Ausweisung entgangen. Sie gelten heute als Repräsentanten des kapitalistischen Systems.

Die Schweizer machen hier eine Ausnahme, weniger de facto als aufgrund der Auswahlpraktiken der DDR-Herausgeber: Die Beschränkung auf zwei bis maximal drei Druckseiten aus zum Teil umfangreichen Werken erlaubt eine Reduktion eidgenössischen Schaffens auf Ausschnitte, die — in der Wertung von Jean Vilain — kritische Distanz zur «Schweiz der grossen Bourgeois und der Banken» markieren. Und so kann Vilain seinen Lesern in der DDR verkünden, es gehe den Schweizer Publizisten um ein «Aufbrechen gesellschaftlicher Verkrustungen», wobei natürlich nur die «kapitalistischen» gemeint sind. In paralleler Verkürzung zu der hier angesprochenen Herausgebertaktik könnte man sagen: Schweizer Schrifttum in den Händen bevormundeter DDR-Leser ist

keine Gefahr. Denn entweder vermittelt es kleinkarierte Alltagsanalysen (von erstaunlicher Dichte notabene); oder aber es kann als Helfer im marxistischen Kampf gegen den Kapitalismus vorgestellt werden.

Lupenrein hat sich das Konzept allerdings nicht verwirklichen lassen. Der Leser stösst — glücklicherweise — auf Differenzierungen, die allzu simplizistische ideologische Grenzziehungen überschreiten. Dafür nur ein Beleg: Zwei Seiten aus *Otto F. Walters* «Zeit des Fasans» illustrieren die Präsenz nazistischer Gedanken in der Schweiz der dreissiger Jahre und kommen damit dem DDR-Spleen entgegen, Entnazifizierung nur für das kapitalistische westliche Ausland als unerlässlichen Selbstreinigungsprozess zu postulieren. Doch gibt dann der gleiche *Otto F. Walter*, vom DDR-Publizisten *Achim Roscher* zu seiner Meinung über weltweite Friedensbemühungen befragt, unter Bezugnahme auf Gorbatschows Perestrojka zu bedenken: «Wieweit die gesellschaftlich bestimmenden Kräfte im Sozialismus die Bewegung tatsächlich zu tragen bereit sind — auch durch die zwangsläufig damit verbundenen Krisen hindurch —, vermag ich nicht zu beurteilen.»

Der Sammelband wurde noch jenseits der real existierenden Mauer vor dem November 1989 konzipiert und ist herausgekommen mitten im Prozess, in dem die «gesellschaftlichen Verkrustungen» Jean Vilains zwar nicht in der Schweiz, aber in seiner Wahlheimat radikal aufgebrochen werden. Es wird aufschlussreich sein, wie sich die nächste Auswahl von CH-Autoren in der DDR präsentieren wird . . .

Peter Rippmann

Hinweise

Vermittlerdienste

Französische Verlage fördern Gegenwartsliteratur aus der Schweiz.

In der Reihe «*Lettres du monde*», die literarische Werke aus verschiedenen Ländern in französischer Übersetzung herausbringt, gibt es auch eine «*Domaine helvétique*», die *Peter Schnyder* betreut und in der vor kurzem in hübscher Broschur herausgekommen sind: «*Jusqu'au bout du souvenir*» von *Urs Faes* (Übersetzung: Nathalie Varda, Titel des Originals: «Bis ans Ende der Erinnerung») und «*L'homme tombant*» von *Silvio Blatter* (Übersetzung: Nathalie Varda, Titel des Originals: «Love me tender»). Die Publikationen werden unterstützt durch die Stiftung Pro Helvetia. Als Publikation der Edition «*la licorne*», die von der Universität Poitiers herausgegeben wird, erschien soeben «*La Suisse romande et sa littérature*». Herausgegeben ist der Band von *Peter André Bloch* unter Mitarbeit von *Roger Francillon*, *Doris Jakubec* und *Peter Schnyder*. Dies ist nun nicht eine Präsentation von Textproben, sondern — von zahlreichen Mitarbeitern verfasst — eine Reihe von Autorenporträts. In einleitenden Aufsätzen sind — neben den Herausgebern — etwa vertreten *Jean Starobinski*, *Yvette Zraggen*, *Anne Cunéo*, *Roger Béguelin* mit zwei Seiten unter dem Titel «*Pour abattre de fausses frontières*». In Kurzform findet sich in dem Band auch der Beitrag *Etienne Bariliers* über «*L'intellectuel en Suisse*», den der Schriftsteller für die Publikation «*Suchbild Schweiz — Silhouettes — Sagome*» der Pro Helvetia geschrieben hat (Intertextes édi-

teurs pour la traduction française, Paris 1989).

II.

Neues aus der CH-Reihe

Die CH-Reihe, deren Ziel es ist, Autoren der Schweiz in anderen Sprachgebieten des Landes durch gute Übersetzungen bekannt zu machen, hat zwei gewichtige Neuerscheinungen in französischer Sprache zu verzeichnen. Von *E. Y. Meyer* ist, unter dem Titel «*On irait pendant les fêtes*», der Roman «*In Trubschachen*», übersetzt von *Gilbert Musy*, sofort auf Interesse im Welschland gestossen. Im «*Journal de Genève*» bespricht *Wilfried Schiltknecht* das Werk zusammen mit der anderen Übersetzung eines bedeutenden Deutschschweizer Schriftstellers, *Gerhard Meier*, dessen Roman «*Borodino*» von *Anne Lavanchy* ins Französische übertragen worden ist. Und in «*24 heures*» fügt *Jean-Louis Kuffer* seiner Besprechung von «*In Trubschachen*» gleich auch noch einen Hinweis auf die «*Promenades avec Robert Walser*» von *Carl Seelig* an, die ebenfalls französisch erschienen sind. Bei *E. Y. Meyer* hat es immerhin sechzehn Jahre gedauert, bei *Gerhard Meier* bloss sieben Jahre, bis die welschen Leser eine Version in ihrer Sprache vorgelegt bekommen haben. Die erste Ausgabe der «*Wanderungen mit Robert Walser*» erschien 1957. Dieses für die Kenntnis der Wesensart von *Robert Walser* eminent wichtige Buch musste also mehr als dreissig Jahre darauf warten, ehe es durch eine Übersetzung (*Bernard Kreiss*) den «*Röschti-*

Graben» überwand. Man wird sagen, Interessenten hätten ja zweifellos die Möglichkeit, diese Werke im Original zu lesen. Aber es geht ja doch auch darum, Autoren im kulturellen Umfeld der anderen Landesteile und damit im grösseren Sprach- und Kulturraum, dem diese Landesteile zugewandt sind, in der dort gesprochenen und geschriebenen Sprache anzusiedeln.

*

Goethes «Faust» mit Illustrationen

In zwei grossformatigen Bänden legt der *C. H. Beck Verlag, München*, der Tragödie ersten und zweiten Teil mit Illustrationen von *Josef Hegenbarth* vor. Goethes Dichtung hat Künstler schon oft zu Bildgestaltungen angeregt. Einige Berühmtheit erlangten die Lithographien von Eugène Delacroix, über die sich der Dichter auch mit Eckermann unterhalten hat, der beflissen anmerkte, er halte dafür, solche Bilder trügen viel zum besseren Verstehen des Gedichts bei. Und Goethe darauf: «*Das ist keine Frage, denn die vollkommene Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat.*» Auf Josef Hegenbarths Illustrationen träfe ein Urteil dieser Art nicht zu. Sie wirken skizzenhaft, begnügen sich oft in Andeutungen, in der mit Feder und Tusche rasch hingeworfenen Visualisierung einer Einzelheit. Der Versuch, die Personen der Handlung im Kostüm der Gegenwart vorzustellen, hat manchmal eine unfreiwillig komische Wirkung, etwa auf Seite 106 («*Mein schönes Fräulein, darf ich wagen . . .*»), wo man sieht, wie ein geschniegelter junger Mann vor einem scheuen Mädchen den Hut lüftet. Wenn der Illustrator den

Angaben des Textes folgt und uns also in die «Kaiserliche Pfalz» oder vor den «Palast des Menelas zu Sparta» führt, deutet er entsprechendes Kostüm und gotische, beziehungsweise griechische Architektur wohl an, aber immer nur als Zeichen zur Situierung. Die bewundernswerte Leistung seiner Illustrationen besteht in der graphischen Ausgewogenheit, mit der sich seine Federzeichnungen dem Textbild angleichen. Er schafft Gleichgewicht, Äquivalente zum gedruckten Vers, und dies oft und immer wieder dadurch, dass er eine Linie, eine Kontur betont, indem er sie «fett» auszieht.

Frans Masereel: Die Lebensalter

Es liegt nicht nur an der ehrwürdigen, seit Jahrhunderten eingebürgerten Technik des Holzschnitts, es liegt auch daran, dass der Künstler in dieser Technik Geschichten in Bildern erzählt, dass seine Werke den Charakter von Volksbüchern haben. *Frans Masereel* hat in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts seinen unverwechselbaren Stil entwickelt. Seine Bilderfolgen, die — in Holz geschnitten und als Buch vervielfältigt — grosse Verbreitung fanden (erinnert sei an die Insel-Bücherei), überzeugen und fesseln durch die Kraft des Einfachen. Die Urerfahrungen des Menschen, die Fähigkeit zu schauen, zu fühlen, mit Händen zu greifen, zu schaffen und zu bauen, die Begegnung von Mann und Frau, Vater- und Mutterchaft, Alter und Tod sind in den 36 Holzschnitten der Bilderzählung «Die Lebensalter» dargestellt, die im *Steidl Verlag, Göttingen*, 1989 neu herausgekommen ist. Theo Pinkus, der sich um die Neuausgabe weiterer Werke des belgischen Künstlers bemüht, hat ein

Nachwort zu den «Lebensaltern» geschrieben.

Günter Grass: Skizzenbuch

«Skizzieren heisst auswählen. Ich hielt fest, was mir querlag, mich ansties oder mit Worten nicht zu benennen war.» — «Was auf Anhieb einzig Kunst im Kalkül hat, wäre hier zur Beschwich-tigung verkommen. Ich versuchte mit meinen Filzstiften, Stahl- und Krähen-federn der Gefahr distanznehmender Abstraktion und den beliebten Mystifi-zierungen zu entgehen.» Das sind Sätze aus dem kurzen Vorwort, das Günter Grass der Publikation seines indischen Skizzenbuchs vorangestellt hat. Er war damit beschäftigt, hinzusehen und auf-zuzeichnen. Um Komposition oder um Ausführung im Detail konnte er sich so wenig kümmern wie um Kunst im Sinne von Gestaltung. Diese Blätter sind Teile einer sehr persönlichen Reportage. In dem Band «Zunge zeigen» ist das Bild noch durch das Wort ergänzt, über-nimmt das Wort die Führung und Hauptrolle; im Skizzenbuch sehen wir uns konfrontiert mit den Bildnotaten, die unter dem allerersten Eindruck, oft im Vorübergehen nur wahrgenommen und entstanden sind, Skizzen eben. (Steidl Verlag, Göttingen 1989).

Sarah Kirsch: Sieben Häute

In der Sammlung *Anabis, illustrierte Bücher*, ist 1979 die Broschüre im A4-Format «Sieben Häute» erschienen: Gedichte von Sarah Kirsch mit acht reproduzierten Graphiken. Sonderausgaben mit beigelegten Originalen sind ebenfalls lieferbar. Künstler der älteren, mittleren und jüngeren Generation

haben dazu Beispiele ihres Schaffens beigetragen: Wolfgang Bier, Peter Col-lien, Martin Dittberner, Klaus Fuss-mann, HAP Grieshaber, Wolfgang Hen-ning, Christian Maether und Marwan liessen sich von den Gedichten der Lyrikerin inspirieren, die verschie-denen, zum Teil ganz frühen Veröffent-lichungen der Dichterin entstammen. Entstanden ist eine Publikation, deren Reiz in der Gegenüberstellung ver-schiedenartiger bildkünstlerischer Ant-worten auf Gedichte besteht.

Zürcher Baumgeschichten

In Hinsicht auf Druck, graphische Gestaltung und vor allem im Blick auf die prachtvollen photographischen Porträts ehrwürdiger Baum-Persön-lichkeiten ist dieses grossformatige Buch von Verena Eggimann (Bilder) und Dietrich-Bernd Steiner (Geschich-ten) eines der schönsten unter den Neu-erscheinungen, die Bild und Text zur optischen Einheit verschmelzen. Das Lob muss insbesondere auch den Ver-lag *Im Waldgut* einbeziehen, der die Idee und ihre Realisation überzeugend zur Geltung bringt. Eine kleine Ein-schränkung darf indessen nicht unbe-sprochen bleiben. Eine Hommage an die Bäume war geplant, und in den Photographien von Verena Eggimann wird ohne weiteres schaubar, wie sehr Buchen, Pappeln, Linden, Eichen und Kastanien, vertreten durch schlanke und knorrige, schmale und breit ausla-dende Exemplare in Buch am Irchel und in Elgg, in Zürich, auf dem Hirzel, in Horgen und an anderen Orten die Photographin angesprochen und bewegt haben. Die Geschichten jedoch, die Dietrich-Bernd Steiner zum gemeinsamen Werk beiträgt, weisen

Unsicherheiten stilistischer Art auf. Zwar sind sie informativ, sagen über Herkunft und Schicksale der Baumwesen manches aus, aber sie tun es in einer Sprache, in der der «Moloch Verkehr» ebenso vorkommt wie — im Kapitel über die «Riesin von Seegräben», die Silberweide am Pfäffikersee — die «moderne Baumchirurgie» —, was nicht falsch und vielleicht nicht einmal zu beanstanden wäre, wenn es nicht die stilistische Geschlossenheit des Buches leicht störte. Wollte man das? Denkbar wäre zum Beispiel gewesen, Zitate aus Dichtern zu einer Anthologie über Bäume zusammenzustellen und die sachlich-konkreten Informationen über die fotografierten Exemplare in korrekter Reportage beizufügen. In Steiners Text ist der Versuch spürbar, das Poetische mit dem Sachlichen (und manchmal auch mit der Busspredigt) zu verbinden. Das beeinträchtigt die Wirkung, hindert jedoch nicht, dass man das Buch von den Bäumen um Zürich bewundern wird.

Einmalig wie wir alle

Das letzte Gedicht dieser neuen Sammlung von Versen und Prosatexten von *Peter Rühmkorf* hat dem Band den Titel gegeben, ein Zyklus über die Natur des Menschen, fragmentarisch, lyrisch im Sprachduktus und witzig in der Diktion. Der Leser dieser Texte hat Grund zum Vergnügen und immer auch Gründe zum Nachdenken. Alles scheint leicht und ist doch auf eine diesem Artisten eigene Art tiefgründig. Zwischen die Verse sind Briefe an und von Rühmkorf, Werkstattberichte oder Antworten auf Anfragen eingefügt. Nicht hermetisch, sondern kommunikativ wirkt diese meisterliche Mischung

zwischen dem Dichter und seinen «verehrten Mitsterblichen». Im gleichen Verlag und gleichzeitig sind Rühmkorfs Aufsätze und Reden über «Dreizehn deutsche Dichter» erschienen, Arbeiten über Heine, Thomas Mann, Gottfried Benn, Tucholsky, Kästner, Arno Schmidt und andere, die aus besonderem Anlass entstanden sein mögen, aber dennoch alle vom Scharfsinn des Dialektikers und Poeten zeugen. «Einmalig wie wir alle» und «Dreizehn deutsche Dichter» sind 1989 im *Rowohlt Verlag, Reinbeck bei Hamburg*, erschienen.

Robert von Ranke Graves: «Ich Claudius, Kaiser und Gott»

Der Roman in der Form eines Tagebuchs des römischen Kaisers Claudius erschien erstmals 1934 in englischer Sprache, 1947 in deutscher Übersetzung (Hans Rothe). Er war ein Grosserfolg, ein «Welt-Bestseller», wenn man will. Denn nicht nur wird hier aus minutiöser Kenntnis der römischen Geschichte und Gesellschaft eine Chronique scandaleuse erzählt, sondern es werden Zustände der Terror- und Willkürherrschaft, wie sie Tiberius und Caligula, die Vorgänger des Claudius, dann Messalina, seine Gattin und nach ihm, man ahnt es, Nero, geführt haben, in einer Weise aufgedeckt, die gerade in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts unmissverständlich waren. Der Bezug zur Gegenwart, die Gesellschaftskritik durch die geschichtlich abgestützte Fiktion sind unverkennbar und verfehlten ihre Wirkung nicht. Robert von Ranke Graves ist 1895 geboren, ein Urenkel übrigens des deutschen Historikers Leopold von Ranke. Er war 1926 Geschichtsprofes-

sor in Kairo und lebte von 1927 an als freier Schriftsteller in Deya auf Mallorca. Seine Gestalt lebt auch weiter in A.V. Thelens «Insel des zweiten Gesichts» in einer humoristisch ausgestalteten Fehde zweier Schriftsteller. Jetzt ist Ranke Graves' berühmtester Roman im *Paul List Verlag, München*, neu herausgekommen.

List Bibliothek

Eine neue Buch-Reihe ist anzudeuten: die List-Bibliothek, die Neuauflagen erfolgreicher Romane, Biographien und vorwiegend historischer Darstellungen vorlegt. *C. V. Wedgwood* ist da mit dem Buch «Der Dreissigjährige Krieg» vertreten, *Edward Crankshaw* mit seiner Bismarck-Biographie, *T.E. Lawrence* mit dem berühmten

Bericht «Unter dem Prägstock». Ferner liegen vor «Griechenland ohne Säulen», das Griechenland-Buch von *Johannes Gaitanides*, ferner der weitausgehende Essay «Führung und Verführung» (über die Pädagogik des Nationalsozialismus) von *Hans-Jochen Gamm*. Das Tagebuch des Kaisers Claudius von *Robert Ranke Graves* erschien ebenfalls in der List-Bibliothek, vergleichbar in der Darstellungsmethode mit dem Roman «Spielball der Götter», den *Rudolf Hagelstange* in der Form von Aufzeichnungen eines trojanischen Prinzen geschrieben hat. Ein grosses historisches Epos, ebenfalls ein weltberühmter Roman, ist «Nordwest Passage» von *Kenneth Roberts*, dessen deutsche Version erstmals 1938 schon vorlag (*Paul List Verlag, München 1990*).

Tiger-Schibe, gäbig, guet u gschwind

«Delicrem»,
die rahmige,
die besonders
leicht schmilzt

Tiger

Schmelzkäsespezialitäten
Langnau im Emmental



«Toast extra»,
die rezepte,
aus Gruyère,
Appenzeller und
Emmentaler

«Viertelfett mild»,
die leichte,
mit wenig Kalorien

«Sandwich»,
die milde,
aus Emmentaler